

NIKLAS BARTH

# GESELLSCHAFT ALS MEDIALITÄT

STUDIEN ZU EINER  
FUNKTIONALISTISCHEN  
MEDIENTHEORIE

[transcript] sozialtheorie

**Aus:**

*Niklas Barth*

*Gesellschaft als Medialität*

Studien zu einer funktionalistischen Medientheorie

Juli 2020, 324 S., kart., 1 SW-Abb.

40,00 € (DE), 978-3-8376-5236-9

E-Book:

PDF: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5236-3

Welche Verhaltensweisen üben wir in Social Media-Kanälen ein? Wie unterscheiden sich die Inszenierungen im Theater von denen auf den Bühnen des Alltags? Und was passiert eigentlich beim Forschen, wenn nach dem Interview gesprochene Sprache verschriftlicht und damit erst »Schrift« zum erkenntnisleitenden Medium wird? Niklas Barth geht in analytischen und empirischen Studien den Zugzwängen unterschiedlicher Medienformen nach. Diese Analysen führen nicht nur vor, wie sich Medien geradezu gegen unseren Willen immer wieder in Kommunikationsprozesse einmischen. Sie formulieren auch das Problem der soziologischen Gesellschaftsbeschreibung in neuer Schärfe: Gesellschaft besteht nicht einfach nur aus Medienformen, Gesellschaft ist vielmehr reine Medialität.

**Niklas Barth**, geb. 1985, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Seine Forschungsschwerpunkte sind Gesellschaftstheorie, Medientheorie, Medizinsoziologie, Thanatologie, Theatersoziologie sowie Qualitative Sozialforschung.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

[www.transcript-verlag.de/978-3-8376-5236-9](http://www.transcript-verlag.de/978-3-8376-5236-9)

© 2020 transcript Verlag, Bielefeld

# Inhalt

---

Danksagung .....	7
------------------	---

Vorbemerkung.....	11
-------------------	----

## A. Auf dem Weg zu einer funktionalistischen Medientheorie

<b>1. Kleine Poetologie des soziologischen Blicks .....</b>	<b>21</b>
1.1. Sichtachse I: Eine Kultur des Motivverdachts.....	27
1.2. Sichtachse II: Ein mediologischer Blick .....	39
<b>2. Die Medienvergessenheit der Mediensoziologie .....</b>	<b>47</b>
2.1. Pferd oder Botschaft?.....	47
2.2. Die (Proto-)Medien der Soziologie.....	50
2.3. Alttestamentarische Bindungswirkungen .....	55
2.4. Der handwerkelnde Mediologe .....	59
<b>3. Die Medialität der Medien .....</b>	<b>65</b>
3.1. Ding und Medium .....	65
3.2. Die Alterität der Medien.....	70
3.3. Die Funktion der Medien.....	72
3.4. Die Institution der Medien.....	75
3.5. Die Brutalität der Kommunikation.....	80
3.6. Die Operativität der Medien.....	84
3.7. Die Symbolik der Medien.....	88
3.8. Diabolik der Medien .....	91
3.9. Die Generativität der Medien .....	94

3.10. Die Archäologie der Medien .....	99
3.11. Medium und Information.....	108
3.12. Medium/Form – und Beobachter.....	112

## **B. Mediale Ökologien**

<b>4. Empirische Fallstudien .....</b>	<b>123</b>
4.1. Alltagssekretäre – Die Medialität des Like-Buttons und die Praktiken der Ordnung ....	123
4.2. Verhaltenslehren der Kälte – private Kommunikation im Medium des Netzwerks Facebook .....	146
4.3. Haten, Flamen, Trollen – Kommunikationsethik der post(ing)-bürgerlichen Öffentlichkeit .....	180
4.4. René Polleschs Theater der Limitierung – zur Medialität der Bühne .....	205
4.5. Nicht nur Klio dichtet – zur Medialität des Interviews .....	226

## **C. Medien der Gesellschaft**

<b>5. Eine funktionalistische Medientheorie .....</b>	<b>261</b>
5.1. Medienökologien .....	261
5.2. Die Konnektivität des Sozialen.....	263
5.3. Die Insistenz des Sinns .....	264
5.4. Latenz der Medien .....	266
5.5. Medien der Systemtheorie .....	270
5.6. Narrationen der Medien.....	271
5.7. Subjekte der Medien .....	272
5.8. Moral der Medien.....	272
5.9. Poetik der Medien .....	275
5.10. Epistemologie der Medien .....	275
 <b>6. Ausblick: Politik der Medien .....</b>	 <b>277</b>
 <b>Literatur .....</b>	 <b>289</b>

## Danksagung

---

Das vorliegende Buch ist die überarbeitete Fassung meiner Dissertationsschrift, die im Februar 2019 an der sozialwissenschaftlichen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München angenommen und verteidigt wurde. Da sich die Arbeit an diesem Buch über mehrere Jahre und unterschiedliche Universitäten erstreckte, bin ich vielen Kollegen, Freunden, Förderern und Mentoren zu aufrichtigem Dank verpflichtet.

Es gäbe dieses Buch nicht ohne meinen Doktorvater Armin Nassehi. In erster Linie natürlich ganz einfach deswegen, weil ich von ihm überhaupt das soziologische Denken gelernt habe. Aber auch, weil er mich durch mein gesamtes Studium hindurch und bis in die gemeinsame Zusammenarbeit hinein immer wieder gefördert und gefordert hat. Seiner vertrauensvollen Zuwendung gebührt mein größter Dank.

Natürlich möchte ich mich auch bei all meinen Kollegen und Teilnehmern des *colloquium sociologicum* am Lehrstuhl Nassehi bedanken. Ihrer steten Lektüre und konstruktiven Kritik verdankt dieses Buch viel. Als kritischen Lesern früherer Versionen danke ich hier vor allem Matthias Tann und Gina Atzeni.

Besonders zu Dank verpflichtet bin ich Julian Müller. Er war ein sehr genauer Leser meines Manuskriptes. Dem intellektuellen, kollegialen und freundschaftlichen Austausch mit ihm verdankt dieses Buch sehr viel.

Ebenso großen Dank schulde ich Irmhild Saake. Ihr möchte ich ausdrücklich für das stete Vertrauen, ihre Förderung sowie auch manch' pädagogischen Satz danken. Weiterhin großen Dank schulde ich Antonius Schneider, der mich stets in meiner Arbeit ermutigte und mich dabei immer wieder institutionell unterstützte. In diesem Zusammenhang möchte ich auch ganz ausdrücklich Elke Wagner und Martin Stempfhuber danken, die mir nicht nur stets die Freiheiten gegeben haben, meine eigenen Ideen zu realisieren, sondern mir überhaupt die ersten soziologischen Schritte in der empirischen Forschung ermöglichten. Auch ihrem Vertrauen verdankt diese Studie sehr viel. Bei Friedrich Müller möchte ich mich ganz herzlich für sein genaues Lektorat der Dissertationsschrift und seine stete Bereitschaft zur kritischen Diskussion noch nicht ganz ausgegorener Ideen bedanken. Ebenso herzlich möchte ich Wolfgang Hottner für seine Lektüre sowie den interdisziplinä-

ren Austausch mit ihm danken, dem etliche fruchtbare Anregungen entsprangen. Paul-Philipp Hanske danke ich ganz ausdrücklich für seinen Sinn für eine gelungene Formulierung.

Natürlich möchte ich mich bei Paula-Irene Villa für ihre unkomplizierte, und stets interessierte Betreuung bedanken. Ebenso großer Dank gilt auch Mario Grizelj, der nicht nur ein aufmerksamer Gutachter meiner Dissertationsschrift war, sondern der sich auch gerne als mein Mentor zur Verfügung stellte. In diesem Zusammenhang möchte ich mich auch bei der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der LMU München für die finanzielle Förderung im Rahmen des LMUexcellence-Programms bedanken. Nicht zuletzt will ich meiner Lektorin Angelika Wulff ganz ausdrücklich danken, da ihre Arbeit für mich noch einmal ein großes »Glück« darstellte. Sie weiß, wie das gemeint ist.

Alle diese Zuwendungen wären hinfällig, ohne das bedingungslose Vertrauen meiner Eltern, Klaus Barth und Birgit Rottmann-Barth. Sie haben nie Druck auf mich ausgeübt und mir jede Freiheit zukommen lassen, die man sich nur wünschen kann. Ihrer liebevollen Unterstützung in jeder Art und Weise gilt mein größter persönlicher Dank.

Thou shalt not worship any graven image—  
not interpreted to mean the printed word  
or those words themselves.

*(Harold A. Innis)*

Nun gut, ich bin ein glücklicher Positivist,  
ich bin sofort damit einverstanden.

*(Michel Foucault)*

Eine gewisse, körnige, nicht gleichwahr-  
scheinliche Dinglichkeit.

*(Dirk Baecker)*

More than this, you know there is nothing.

*(Roxy Music)*

## Vorbemerkung

---

In einer Fußnote von *Soziale Systeme* schildert Niklas Luhmann in der ihm eigentümlichen lakonischen Ironie, wie er einmal versuchte, eine Tafel Schokolade zu kaufen.<sup>1</sup> Man werde heute beim Einkaufen, so rekonstruiert er diese Szene, im Supermarkt schnell darauf stoßen, dass sich die Preise dort immer noch nicht mit Argumenten bezahlen lassen – sondern ausschließlich mit Geld. In dieser Beobachtung einer regelrecht banalen Alltagsszene verdichtet sich eine Grunderfahrung der Moderne. Die moderne Gesellschaft ist durch widerstreitende Sach- und Wertlogiken, schwer synchronisierbare Zeitregime, multiple Kulturen, modisch wechselnde ästhetische Stile und antagonistische Publika geprägt. Kurz: Die moderne Gesellschaft »ist nicht aus einem Guss«.<sup>2</sup> Diese Untersuchung beginnt mit der These, dass sie auch in diesem Sinne ganz grundsätzlich eine Gesellschaft unterschiedlicher Medienformen ist.

Diese These lässt sich zunächst schon aus der eigenen Anschauung heraus plausibilisieren. Niklas Luhmanns lakonischer Sentenz zufolge, wissen wir heute bekanntlich alles, was wir wissen, über die Massenmedien. Die modernen Kommunikationskanäle des *typographic man*, den Marshall McLuhan noch vor Augen hatte, haben sich aber ungemein vervielfältigt und stellen uns damit auch vor die Wahl des jeweils angemessenen Mediums. Wie gehen wir eigentlich mit den Algorithmen, Listen und digitalen Buttons um, die uns in unserem Alltag der Sozialen Netzwerke bereits so vertraut und zugleich unscheinbar begleiten? Oder noch viel drängender: Wie gehen sie mit uns um? Welche Effekte haben die Vorentscheidungen der Plattform-Programmierer auf unsere Kommunikationspraktiken? Was geschieht mit dem Konzept bürgerlicher Privatheit unter medialen Bedingungen permanenter Sichtbarkeit und Kontrolle? Welche Verhaltensweisen üben wir heute in den Kommentarspalten der digitalen Netzwerke ein? Und stecken wir mitten in einem digitalen Strukturwandel der Öffentlichkeit – betriebsblind, ohne noch die Konsequenzen dieses medialen Umbaus weg vom Printjournalismus und den

---

1 Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme*, Frankfurt a.M., Fn. 164, 459.

2 Nassehi, Armin (2017): *Die letzte Stunde der Wahrheit. Kritik der komplexitätsvergessenen Vernunft*, Hamburg, hier: 16.



Diskussionsgepflogenheiten des Salons absehen zu können? Letztlich: Unterminieren neue Verbreitungsmedien wie eben *Social Media* alte symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien wie die Wahrheit – wie es die Rede von den *fake news* suggeriert? Und stimmt die These überhaupt, dass sich diese neuen kulturellen Formen erst mit den digitalen Verbreitungsmedien einstellen würden? Oder war nicht vielmehr die Technologie des Buchdrucks selbst bereits ein Medium für *fake news*? Zumindest aus Perspektive der katholischen Autoritäten – da er historisch für so etwas wie einen Kritiküberschuss der Gesellschaft sorgte. Über die dazu einhergehende Komplementärtechnik der Literalisation konnten sich allmählich immer mehr Leser ihren eigenen Reim auf die Heilige Schrift machen.

Die eingangs geschilderte Szene im Supermarkt stellt darauf ab, dass bestimmte Medienordnungen, wie etwa das Geld, sich von anderen Medienformen noch einmal grundlegend unterscheiden. Am Geld lässt sich vielleicht paradigmatisch beobachten, wie sich Medien geradezu hartnäckig theoretischen Dekonstruktionsbemühungen widersetzen. Für Geld kann man sich fast alles kaufen – vorausgesetzt man hat es. Geld scheint gerade entgegen unserer Alltagsgewissheit ein anschmiegsames und flüssiges Medium zu sein, das von Status, Religion oder Geschlecht regelrecht zivilisiert absieht und gerade deshalb immer wieder Sinn hervorbringt. Die Liebe erscheint dagegen als ein geradezu kaltes Medium, das Partizipationschancen fast brutal an Authentizität und Individualität bindet. Die Liebe ist exklusiv. Das Geld hingegen demokratisch. Das ist die große Pointe des Regisseurs René Pollesch, dessen Theater alltägliche Selbstverständlichkeiten immer wieder irritiert. Aber dazu später mehr.

Man kann, um diese These unterschiedlicher Medienformen zu prüfen, aber auch an die Frage denken, die einem etwas gelangweilt im Theater in den Sinn kommen mag, weshalb sich literarische Formate eigentlich so schlecht in das Medium der Bühne übersetzen lassen. Oder, ob ein erweiterter Kunstbegriff nicht gerade an der Stärke des Mediums des Theaters, nämlich seiner Fähigkeit, auch die versenkende Reflexion im Dunkel des Saales hervorzubringen, vorbeizieht? Oder man kann sich fragen, was die Inszenierungen im Medium des Theaters eigentlich von den Inszenierungen unterscheidet, die wir auf den Bühnen des Alltags täglich geben müssen.

Wir treffen in unserem Alltag auf unterschiedliche Medienformen. Diese einführenden Sätze haben ihren Sinn dann erfüllt, wenn sie bereits an dieser Stelle auf eine doppelte Akzentuierung der Arbeit hinweisen. Ich stoße in dieser Untersuchung auf Medienformen in dem Sinne, dass ich hier auf verschiedene Medienordnungen aufmerksam werde, die jeweils einen Eigensinn, ja vielleicht sogar einen spezifischen kommunikativen Zwang hervorbringen. Und ich stoße auf Medienformen, da hier Formen der Kommunikation stets durch ein Medium vermittelt sind. Vor diesem Hintergrund fragt diese Arbeit in einem ganz grundsätzlichen Sinn danach, wie sich unterschiedliche Medien in Kommunikationsprozesse ver-

mitteln, sich dabei aber auch geradezu widerständig in die Kommunikation *einmischen*. Meine Analysen zielen damit also auf das Verhältnis von *Widerstand* und *Vermittlung* der Medien.

Wenn man sich nun fragt, wie diese Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Medienformen theoretisch zu beschreiben ist, dann ist es vor allem die Systemtheorie, die einen darauf hinweist, dass die Modernität der modernen Gesellschaft nur hinreichend beschrieben werden kann, wenn man der Ausdifferenzierung unterschiedlicher Medienordnungen auch theoretisch Rechnung trägt. Die Theorie baut selbst bereits systematisch auf unterschiedlichen Medienordnungen auf. Indem ich mich diesen Fragen widme, ist diese Arbeit eine medientheoretische Arbeit. Anstatt Medien aber nur in einer Art Geistergespräch am Schreibtisch zu verhandeln, versuche ich in meinen Fallstudien zu zeigen, wie die Differenz unterschiedlicher Medienformen gerade empirische Folgen hat. Deshalb versammelt diese Arbeit konzeptionelle Studien *und* unterschiedliche empirische Analysen.

Das gesamte Unternehmen beginnt in Kapitel 1 damit, dass ich medientheoretische Fragestellungen dezidiert als Gesellschaftstheorie interpretiere. Dazu vermesse ich zwei paradigmatische Sichtachsen der Soziologie. Eine Sichtachse richtet ihren Blick *hinter* die Dinge, die andere ruht auf der Identität dessen was, *ist*. Beide haben jedoch kein Sensorium für die Vermittlungsprozesse eines medialen *Dazwischen*. Ich stelle diesen Sichtachsen deswegen einen *mediologischen Blick* gegenüber.

In Kapitel 2 frage ich dazu zunächst, weshalb es selbst einer ausgewiesenen Mediensoziologie bisweilen schwerfällt, die Medialität der Medien tatsächlich zu reflektieren oder gar in ihre Methodologie zu installieren. Tatsächlich argumentieren die hier versammelten Fallstudien alle gegen eine Soziologie, die dem Eigensinn des Medialen immer noch zu wenig Beachtung schenkt. In dieser Einschätzung folge ich Ruth Ayaß und Jörg Bergmann, die in ihrer grundlegenden methodischen Handreichung zur Medienforschung ein Desiderat formulieren. Die Forschungsrichtung könne »bis heute nur zu einem geringen Umfang auf genuine Methoden zurückgreifen, bei denen das Medium bereits in die Methode eingeschrieben ist.«<sup>3</sup> In Kapitel 3 skizziere ich deshalb eine *funktionalistische Medientheorie*, die sich für die mediale »Implementierung«<sup>4</sup> von Kommunikation genauso wie für deren empirische Anschlussbedingungen interessiert. Über diese epistemologische Tieferlegung der Mediensoziologie kann eine funktionalistische Medientheorie aber keine spezielle Soziologie entwerfen, sondern muss sich dezidiert als allgemeine Soziologie verstehen. Denn mit einer solchen Selbstausrichtung ist die Frage nach der

---

3 Ayaß, Ruth/Bergmann, Jörg R. (2011): »Vorwort«, in: Dies.: (Hg.): *Qualitative Methoden der Medienforschung*, Hamburg, hier: 9.

4 Kittler, Friedrich (2002): *Optische Medien. Berliner Vorlesungen 1999*, Berlin, hier: 56f.

Selektion von Sinn und damit die für die Soziologie fundamentale Frage nach der Emergenz sozialer Ordnung überhaupt gestellt.

Die disparaten Medienformen meiner Fallstudien machen dabei auf einen breiten Medienbegriff aufmerksam. Darin liegt jedoch kein Mangel. Ich möchte hier an Bemühungen anschließen, die versuchen, den Medienbegriff auszuweiten, um die konstitutive Funktion der Medien für den Aufbau sozialer Ordnung in den Blick zu bekommen. Nur so lassen sich Medien ganz fundamental – und in dieser Hinsicht im Sinne Bruno Latours oder Régis Debrays – als soziale Erklärung für die Entstehung sozialer Ordnung in Betracht ziehen. Insbesondere Dirk Baecker hat für eine solcherart verstandene soziologische Medientheorie entscheidende Vorarbeiten geleistet und ein »Forschungsprogramm der Medien«<sup>5</sup> entworfen, an das ich hier anknüpfen will.

In Kapitel 4 möchte ich dieses Forschungsprogramm mitsamt seiner funktionalistischen Medientheorie dann in fünf empirischen Fallstudien erproben. Die hier versammelten Fallstudien widmen sich unterschiedlichen Ökologien des medialen Alltags. Das Datenmaterial, auf das sich die Studien beziehen, entstammt verschiedenen (DFG-) Forschungszusammenhängen und erstreckt sich über ganz disparate soziologische Felder: von der Internetsoziologie über die Kunstsoziologie bis hin zur Medizinsoziologie und Biographieforschung. Diese Vielfalt ist kein Mangel, sondern vielmehr der Kern des Arguments, dem es ja um die Sensibilisierung für unterschiedliche Medienformen geht. Alle Fallstudien arbeiten in methodologischer Hinsicht mit dem hier entwickelten funktionalistisch-medientheoretischen Studiendesign. Das Datenmaterial entstammt dabei entweder (Online-)Ethnographien oder narrativen Interviews.

In Kapitel 4.1 untersuche ich die medialen Infrastrukturen des Digitalen. In einer ersten Fallstudie zeige ich, wie der Like-Button als Medium die Kommunikationsform auf der Social Network Site Facebook prägt. Es ist Facebooks Geschäftsmodell, soziale Interaktion durch Kanalisierung und Diskretisierung von Netzwerkdiensten neu zu gestalten und dabei die Emergenz von Sozialität und Subjektivität ökonomisch zu verwerten. Oft wurde beschrieben, wie diese Logik des Archivs im Back-End zu einer problematischen Verfügungsgewalt über private Daten führt. Seltener hingegen wurde bemerkt, wie diese Logik selbst performative Effekte am Front-End erzeugt und als eine nicht intendierte Nebenfolge sich in eine »Kultur der Sekretäre«<sup>6</sup> einreicht. Entgegen gängiger Kulturkritiken, die im Liken nur eine verflachte oder vermachtete Form kommunikativer Praxis entdecken, zeigt sich mit Blick auf die mediale Ökologie des Netzwerks, dass sich die

---

5 Baecker, Dirk (2014): »Soziologie der Medien«, in: Baxmann, Inge/Beyes, Timon/Pias, Claus (Hg.): *Soziale Medien – Neue Massen. Medienwissenschaftliche Symposien der DFG*, Zürich, Berlin, 167-184.

6 Vgl. Siegert, Bernhard/Vogl, Joseph (2003): *Europa. Kultur der Sekretäre*, Berlin.

medialen Praktiken des Likens immer auch als eine sekretarische Arbeit am Selbst darstellen können. Im täglichen Registrieren, Inventarisieren, Archivieren, Verwalten und Ordnen von Freunden, Kommentaren, Fotos und Likes zeigt sich dabei die Buchführung moderner Subjekte.

In einer zweiten Fallstudie (4.2) zu den Infrastrukturen des Digitalen blicke ich darauf, wie die mediale Kommunikationsökologie des Netzwerks Facebook bestimmte private Kommunikationsformen mit hervorbringt. Dazu unternehme ich einen Vergleich der Schreibpraktiken auf Facebook mit denen des bürgerlichen Briefwechsels der Empfindsamkeit, um (Dis-)Kontinuitäten der Privatheit sichtbar zu machen. Der kommunikative Stil des Briefs der Empfindsamkeit, so hat es Albrecht Koschorke beeindruckend herausgearbeitet, entschlüsselt sich nach einem Code der Wärme, der authentische Verbundenheit inszenierte, um mediale Distanzen zu überbrücken.<sup>7</sup> Wenn Albrecht Koschorkes Argument damit einsetzt, dass der bürgerliche Briefeschreiber vor allem einsam in seinem Zimmer sitzt und schreibt, dann setzt meine These damit ein, dass der *post*bürgerliche Netzwerker dabei immer schon mit unterschiedlichen Publika *connected* ist. Die »Umwertung der Einsamkeit«<sup>8</sup> produzierte eine Sprache, »die Nähe suggeriert und eine Sprache der Distanzlosigkeit freigibt.«<sup>9</sup> Die *Umwertung der Vernetzung*, so ließe sich für Schreibpraktiken der Privatheit im Medium Facebook dann formulieren, kühlt Formen privater Kommunikation herunter, die stets mit dem Ausschluss vernetzter Publika konfrontiert ist. Statt offener Gefühlsinszenierungen im Netz (oder aber einem demonstrativen Rückzug in die Romantik der Offline-Welt) zeichnen sich hier durchaus sehr private Praktiken des sich Entziehens, der Ironie, der Distanz, der Indifferenz sowie der kryptischen Kommunikation ab, mit denen auf die permanente Vernetztheit in den Sozialen Netzwerken reagiert wird. Gerade die spezifische Medialität der sozialen Netzwerke erzeugt somit Formen einer *erkalteten Vertrautheit*. Privatheit wird also in den sozialen Netzwerken nicht einfach aufgelöst, wie viele Internetkritiker unterstellen, sondern den veränderten technischen und medialen Gegebenheiten der Plattformen angepasst und anders codiert. Vor dem Hintergrund des Imperativs der Vernetzung und der Überwachung üben die Nutzer heute auf Facebook auch *Verhaltenslehren der Kälte* ein. Diese Formen erinnern deshalb gerade wieder an Mentalitäten einen spezifischen Habitus, die um 1900 in den Städten eingeübt wurden.

Kapitel 4.3 steht in engem Zusammenhang mit der vorherigen Studie. Sie sind gewissermaßen zwei Seiten einer Medaille. Ich spreche hier von einer Art »Inversionswetterlage« von Öffentlichkeit und Privatheit, die sich unter digitalen Bedin-

---

7 Vgl. Koschorke, Albrecht (1999b): *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*, München.

8 Ebd.: 195.

9 Ebd.

gungen beobachten lässt. Die Achsen, entlang derer öffentliche bzw. private Kommunikation an die Metapher der Kälte bzw. Wärme bisher historisch gekoppelt war, scheinen sich vor dem alltäglichen Horizont sozialer Netzwerke zu verschieben: Die Kommunikation einer literalen Privatheit der »Ergießung des Herzens«<sup>10</sup>, die sich paradigmatisch in der bürgerlichen Briefkommunikation des 17. und 18. Jahrhunderts niederschlägt, erlebt ein mediales »Erkalten«. Das war das Ergebnis der vorherigen Fallstudie. Diese Fallstudie macht nun das Argument auf, dass sich im Zuge dieser »Inversionswetterlage« auch das klassisch strenge Bild einer »kalten« Öffentlichkeit im Sinne eines zwanglosen Zwangs des besseren Arguments (Habermas) oder auch der distanzierten und taktvollen öffentlichen Geste (Plessner) zu »erhitzen« scheint, indem sich auf Facebook kollektive Praktiken der Affektivität, Authentizität und Intensität abzeichnen. Meine Ergebnisse prognostizieren einen grundlegenden *Klimawandel des Öffentlichen*. Der öffentliche Mensch Helmuth Plessners, der mit der Ehre seines Namens, mit Takt und Diplomatie als formelles Duellsubjekt auf die öffentliche Bühne tritt, wird somit zum teilweise anonymen Netzbürger, der sich informell empört und polemisiert, sich dabei affizieren lässt und die gemeinschaftliche Nähe einer elektrisierten Masse sucht. Der sachliche argumentierende öffentliche Sprecher Jürgen Habermas' wird dabei zum authentischen Sprecher, dem es weniger um Wahrheitsfragen, als um Wahrnehmungsfragen geht und der *trollend, flamend und hatend* selbst die Sabotage diskursiver Regeln als diskursive Ressource begreifen kann. Die bittere Ironie dahinter: Erst indem das Netzwerk alle zu legitimen Sprechern demokratisiert, transformiert es auch jenen erhitzten kommunikativen Stil mit, der einer kühlen, deliberativ-distanzierten öffentlichen Praxis geradezu entgegenläuft.

In Kapitel 4.4 wechsele ich dann weg von klassischen Verbreitungsmedien und nehme das symbolisch generalisierte Medium der Kunst, genauer des Theatralen in den Blick. Die Soziologie stößt nun seit einigen Jahren zwar auf den unterschiedlichen Bühnen des Sozialen auf ein Theater der Gesellschaft. Indem der Soziologie die Diagnose einer Theatralisierung der Lebenswelt recht intuitiv plausibel war, ist ihr aber womöglich der Blick für die spezifische Theatralität des Theaters selbst abhandengekommen. Das Argument, das ich hier vorschlagen will, ist deshalb ein medientheoretisches. Nur wenn man einen systematischen Ort hat, von dem aus man die Inszenierungen des Alltags mit den Inszenierungen des Theaters vergleichen kann, lässt sich besser verstehen, was beide Medien der Inszenierung unterscheidet. Dazu soll das Theatrale als Kommunikationsmedium rekonstruiert werden, das Kontingenz bearbeitet, indem es stets ein »Als ob« mitführt. Indem ich aber den gesellschaftstheoretischen Umweg über die Bühnen des Alltags gehe, lässt sich am Ende womöglich auch viel besser verstehen, was heute die spezifische Logik theatraler Bühnen ausmacht. Auf den Bühnen des Alltags muss das »Als

---

10 Habermas, Jürgen (1990): *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, Frankfurt a.M., 107.

ob« der Inszenierung immer unsichtbar gehalten werden. Die Bühnen des Theaters machen dieses »Als ob« heute hingegen vermehrt sichtbar, indem sie die Differenz von Bühne und Gesellschaft paradoxerweise auf der Bühne selbst aufheben. Das Theater will gar nicht mehr die Welt bedeuten, es begrenzt sich selbst, wenn es im Theaterspielen vorführt, dass alles nur Theater ist. Dies soll sich am Beispiel des Theaters René Polleschs zeigen, das ich deshalb als ein *Theater der Limitierung* rekonstruieren will.

In Kapitel 4.5 geht es dann abschließend um die Medialität des soziologischen Forschungsprozesses selbst. Im Zentrum dieses Beitrags stehen Interviews mit angehenden Ärzten. Aus der Analyse dieser Texte kann man erstens lernen, wie sich Motive überhaupt als plausible Motive darstellen lassen. Dabei sieht man zweitens, dass die Kommunikation von Kontingenz in diesen Erzählungen geradezu als Ressource benutzt wird, die Kontingenz einer zu erzählenden Geschichte zu bewältigen. Vor allem aber gerät drittens in den Interviews die Medialität des Forschungsprozesses selbst in den Blick. In der selektiven Form dieser Erzählungen liegt selbst schon ihr Befund. Die geführten Interviews sind also Medien der narrativen Welterzeugung, die Räume für bestimmte Erzählbarkeiten eröffnen. Ich stoße hier auf unterschiedliche Formen der Erzählung: auf historische Berichte, auf Bildungsromane, auf Reflexionen sowie auf Generationenportraits. Diese Formen sind selbst schon der Befund. In Anlehnung an McLuhans medientheoretisches Diktum haben Elke Wagner und Michael Liegl diesen Zusammenhang ganz wunderbar formuliert: »*The research medium is the message.*«<sup>11</sup>

Kapitel 5 rekapituliert die zentralen Ergebnisse der hier vorgetragenen begrifflichen wie auch empirischen Studien. In Kapitel 6 greife ich den bereits skizzierten Problemzusammenhang der Beschreibbarkeit von Gesellschaft wieder auf – nun jedoch unter besonderer Berücksichtigung einer medialen Politik des Beschreibens.

Eine letzte Vorbemerkung zum Aufbau meiner Arbeit. Eine solcherart verstandene Medientheorie wird sich immer auch als Gesellschaftstheorie verstehen müssen. Letztlich verdanken sich die hier entfalteten Gedanken alle der Einsicht in die Eigenlogik einer Praxis, die nur im Nacheinander kommunikativer Ereignisse stabile Eigenwerte ausbilden kann. Diese Arbeit baut damit dezidiert auf das Fundament einer »Gesellschaft der Gegenwarten«.<sup>12</sup> Sie formulieren damit das Problem der soziologischen Gesellschaftsbeschreibung in neuer Schärfe: Gesellschaft

---

11 Vgl. Liegl, Michael/Wagner, Elke (2014): »Is the research medium the message? On the performativity of media within social research«, in: *Distinktion: Scandinavian Journal of Social Theory* 14 (3), 241-245, hier: 241.

12 Vgl. Nassehi, Armin (2011): *Gesellschaft der Gegenwarten. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft II*, Berlin.

besteht nicht einfach aus nur aus Medienformen, Gesellschaft *ist* vielmehr reine Medialität.